

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 107 (2011)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

PETR LOZOVIUK (Hg.): Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2009. 286 S., Ill. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 29).

Seit den 1980er-Jahren hat sich die Erforschung von Grenzgebieten und deren Bewohnern allmählich als Thematik in den kultur- und sozialwissenschaftlich orientierten Disziplinen, darunter auch der Europäischen Ethnologie, etabliert. Dabei bewegen sich die wissenschaftlichen Betrachtungen in einem bipolaren Spannungsfeld, da nationalstaatliche Grenzen einerseits unterschiedliche Kulturen, Orientierungs-, Handlungs- und Wertesysteme voneinander scheiden und diese zugleich konstruieren, andererseits die räumliche Beschränktheit von Grenzregionen gerade interkulturelle Beziehungen fördern kann. In diesem Sinne versuchen die 15 Aufsätze des interdisziplinär konzipierten Sammelbandes, den verschiedenen im Grenzland vorzufindenden alltagsweltlichen Praktiken, kognitiven Systemen, ethnischen und sprachlichen Konstellationen aus einer gemeinsamen kulturwissenschaftlichen Perspektive nachzuspüren.

Inhaltlich setzt der Band vier problemorientierte Schwerpunkte: theoretische Reflexionen über den Kulturfaktor «Grenze», Grenzgebiete in der historischen Sichtweise, Untersuchungen zu interpersonellen Beziehungen im Grenzland und deren Wahrnehmung auf empirischer Basis sowie ethnische und national-politische Auseinandersetzungen um ausgewählte mittelosteuropäische Grenzregionen. Als besonders erkenntnisreich erweisen sich die Beiträge des ersten und letzten Teils, da diese bisherige Desiderata und neue Forschungsansätze aufzeigen. Bei einem Grossteil der Aufsätze des zweiten sowie dritten Teils wäre hingegen mitunter eine analytisch tiefergehende Auswertung und Interpretation der Befunde wünschenswert gewesen, um innovativere Resultate bieten zu können.

Nach seiner Einleitung reflektiert *Petr Lozoviuk* im ersten Beitrag die ethnografisch ausgerichteten Grenzlandforschungen. Ausgehend von der These, in Europa habe es eigenständige Forschungskonzepte gegeben, die die ethnografische Behandlung der Grenzproblematik auf unterschiedlichen Ebenen verfolgten, stellt er fest, dass sich in Böhmen die sudetendeutschen und tschechischen Volkskundler der Zwischenkriegszeit insbesondere der politischen, sprachlichen und kulturellen Dimension der räumlichen Grenzziehung widmeten. Anschliessend betrachtet Lozoviuk die primären Interessen der tschechischen Ethnografen von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart, die durch den knappen Beitrag von *Daniel Drascek* ergänzt werden, der die aktuellen Fragestellungen zur Thematik «Grenze» im Rahmen der deutschsprachigen Kulturwissenschaften umreisst und dabei weitere Forschungsperspektiven skizziert.

Manfred Seifert zeichnet die historische Entwicklung des Faktors «Raum» in der Europäischen Ethnologie nach, denn dieser Wandel barg und birgt zugleich Rückwirkungen auf die kulturwissenschaftliche Reflexion von Grenzen in sich. Im Laufe des 20. Jahrhundert haben verschiedene Ansätze zu einer Einbeziehung des Subjektes in die Raumkonzeption geführt, so dass der Raum nunmehr als soziale Kategorie, als Produkt menschlicher Gestaltungsprozesse verstanden wurde.

Adrian von Arburg wendet sich der politisch-strategischen Neudefinierung der deutsch-tschechischen Grenze zu und diskutiert die dem Grenzgebiet von den tschechoslowakischen Kommunisten nach dem Zweiten Weltkrieg zugeschriebenen unterschiedlichen, mitunter einander diametral entgegenstehenden Funktionen. Zum einen verfolgte eine Vielzahl von Konzeptionen eine strukturelle «Separierung» der Grenzgebiete vom traditionell besiedelten Innerböhmen und -mähren, während es zum anderen auch Forderungen gab, die peripheren Staatsränder müssten mit dem Landesinneren zusammenwachsen.

Den historischen Gestaltwandel der Rübezahl-Figur thematisiert *Mateusz J. Hartwich*, wobei er verschiedene, diesem «Berggeist» zuge dachte Symbolcharaktere herausarbeitet, die einander gleichfalls bedingen. Zum einen sei Rübezahl als Patron der heimatvertriebenen Schlesier aus einer revan chistischen Perspektive zu sehen, zum anderen verhalte die Gestalt nach dem Zweiten Weltkrieg zur Findung der polnischen nationalen Identität sowie zur Ausprägung regionaler Traditionen. Gegenwärtig rücke aber neben der Bedeutung als Touristenattraktion vor allem der Aspekt der «Europäisierung» in den Vordergrund, da Rübezahl als gemeinsames polnisch-deutsch-tschechisches Kulturerbe verstanden werde. Nichtsdestotrotz könne diese europäische Dimension gleichfalls zur Verschleierung weiterhin bestehender nationaler Auslegungen dienen.

Dass die staatspolitische Grenze für die in der Tschechischen und Slowakischen Republik lebenden Roma keine Rolle gespielt hat und nach wie vor nicht spielt, verdeutlichen *Lenka Budilová* und

Marek Jakoubek, indem sie das vitale sowohl translokale als auch transnationale Beziehungsnetzwerk einer Roma-Verwandtschaftsgruppe genauer betrachten. Gerade auch diese Fixierung auf das Verwandtschaftsgefüge bildet für die Roma den bedeutendsten Faktor ihrer Kollektividentität.

Mit den ethnischen Konstellationen in den norddeutschen Grenzgebieten beschäftigen sich die Beiträge von *Tobias Weger* und *Jenni Boie*. Kontrastiv legt Weger die Entwicklung der in den 1920er-Jahren zeitlich parallel entstandenen «gesamtschlesischen» und «grossfriesischen Bewegung» als Formen eines grenzüberschreitenden, von einem völkischen Impetus ergriffenen Ethnoregionalismus dar. In beiden Grenzregionen sollten die Kulturarbeit, die Institutionalisierung sowie Verwissenschaftlichung der «Stammesbewegungen» die Überwindung der als «unnatürlich» empfundenen Grenzziehungen unterstützen. Stellte bei den Friesen die sprachliche Diversität noch ein Hindernis für die Konstruktion einer Kollektividentität dar, so wurde gerade das Niederdeutsche in Schleswig-Holstein zu identitätspolitischen Zwecken eingesetzt. Jenni Boie veranschaulicht den nach der 1920 erfolgten Gebietsabtretung Nordschleswigs an Dänemark verbal ausgefochtenen «kulturellen Grenzkampf», der sich die Revidierung der nach Süden verschobenen Grenze zum Ziel setzte. Mittels der Stilisierung des Niederdeutschen von einer Mundart zu einer eigenen Hochsprache wurde versucht, zunächst eine schleswig-holsteinische Regionalidentität auszubilden, um in einem zweiten Schritt eine erneute Abstimmung über den Verlauf der deutsch-dänischen Grenze herbeizuführen.

In ihren Faziten weisen *Daniel Drascek* und *Petr Lozoviuk* angesichts der jüngsten makrostrukturellen Transformationen (EU-Beitritt zahlreicher osteuropäischer Länder 2004, Erweiterung des Schengener Abkommens um eben jene Mitgliedsstaaten 2007) und den damit verbundenen Implikationen auf die Mikroebene darauf hin, dass die Grenzgebiete weiterhin fruchtbare Untersuchungsergebnisse liefern werden. Gerade die aus diesen vertraglich festgelegten Ereignissen folgende erhebliche Erleichterung des Passierens von Grenzen und die europäisierende sozialräumliche Verdichtung werden die Grenzlandbewohner zum Aushandeln neuer Interaktionsformen veranlassen. Das bedeutet gleichermassen einen allmählichen und nachhaltigen Wandel der intersubjektiv verankerten Wahrnehmungsweisen, die insbesondere die Europäische Ethnologie zu erhellen vermag. Letzteres trifft im Speziellen auch auf die Schweiz als Binnenland mit fünf Nachbarstaaten zu, welche zudem im Gegensatz zu ihren Anrainerstaaten weder Mitglied des Europäischen Wirtschaftsraumes noch der Europäischen Union ist und somit einer anderen politischen, ökonomischen und juristischen Ordnung unterliegt. Abschliessend lässt sich festhalten, dass die in den versammelten Beiträgen aufscheinende Vielschichtigkeit der Herangehensweisen an den Themenkomplex «Grenzen und Grenzgesellschaften» zum in der Einleitung des besprochenen Bandes formulierten Anliegen, den Blick des Wissenschaftlers für dieses Forschungsfeld zu sensibilisieren, massgeblich beiträgt.

Anja Grossmann

SABINE EGGMANN: «Kultur»-Konstruktionen. Die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Wissens. Bielefeld: transcript 2009. 349 S. (Science studies).

Diese am Basler Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie entstandene Dissertation stellt eine dreifache Herausforderung dar: Sie bewegt sich auf hoch abstraktem Niveau, sie bringt eine starke Kritik an unserem Fach vor und sie stellt ihre Leser/innen sprachlich und stilistisch auf eine ziemliche Geduldsprobe. Frau Eggmann untersucht den sogenannten Cultural Turn, wie er sich in unserem Fach (wie in vielen anderen) in den 1990er-Jahren vollzogen hat. Sie geht also davon aus, dass der Begriff «Kultur» für unser Fach, seine Perspektiven und Positionen, seine Themen und Diskurse eine «tragende Rolle» gewonnen hat (S. 69f.). Kultur ist zum leitenden Paradigma geworden. Das heisst, es sind nicht bloss Gegenstände und Themenfelder, die durch diesen Begriff markiert werden, sondern vor allem steht er für eine grundlegende epistemische Ausrichtung, für eine bestimmte Art und Weise, Fragen zu stellen und Antworten zu geben. Nicht mehr und nicht weniger als die gesamte Forschungspraxis unseres Faches (Interessen, Ideen, Methoden, Formen der Darstellung) wird inzwischen, so Eggmann, vom Kulturparadigma zusammengehalten. Und damit ist zugleich gemeint, dass es sich um die Antwort auf eine Krise handelt: Der Kulturbegriff hat unserem Fach eine Identität verliehen, mit der es seinen Bestand gleich in zweierlei Hinsicht behauptet: nach aussen und nach innen. Nach aussen ermöglicht der Kulturbegriff die Profilbildung im wissenschaftlichen Konkurrenzfeld: die Selbstbehauptung unter erschwerten hochschulpolitischen Bedingungen. Nach innen gibt der Kulturbegriff einem heterogenen Fach insofern eine Klammer, als sich darunter gegensätzlichste Positionen entfalten und dennoch einen gemeinsamen Horizont erhalten können.

Frau Eggmann untersucht diese epistemische Klammer auf drei exemplarischen Feldern: Sachkulturforschung, Stadtethnologie und programmatische Leittexte. Aber nicht nur auf diesen Gebie-

ten beweist sie eine stupende Belesenheit, sondern in der gesamten Fachliteratur und darüber hinaus auf wissenschaftstheoretischem Feld. Im Hinblick auf die drei Fachgebiete werden indes nicht konkrete Inhalte und Ergebnisse vorgestellt. Diese werden völlig ausgeklammert. Der Autorin geht es ausschliesslich um ein Abstraktum, nämlich um die allen kontroversen Inhalten und Debatten inhärenten «diskursiven Regelmässigkeiten» (S. 63), um die gemeinsame Form des Arbeitens und Sprechens, wie sie aus dem Leitbegriff Kultur folgt. Frau Eggmann arbeitet also in der Dekonstruktionslinie von Michel Foucault und bezeichnet ihre Arbeit als Diskursanalyse in epistemologischer Absicht (S. 52ff.).

In der Hauptsache zeigt die Autorin die Diskursstruktur und Organisation volkskundlichen Wissens unter dem Kulturparadigma auf, wobei sie sich auf Veröffentlichungen aus den 1990er-Jahren konzentriert. In allen Bereichen des Faches geht es demnach primär darum, Lebenswirklichkeiten als «ein dichtes Netz von Relativierungen» (S. 151) zu beschreiben, zu analysieren und zu interpretieren. Kultur ist eine «Relationierungsformel» (S. 245ff.), die die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf Beziehungen lenkt, wie sie zwischen Mensch und Mensch, Menschen und Dingen, Menschen und Gruppen, Organisationen bis hin zu Gesellschaft und Staat bestehen. Relationierung aber bedeutet immer auch Reduktion und Relativierung. Denn der kulturalistische Blick reduziert die komplexe Beziehungswirklichkeit, indem er sozusagen Anhalt beim «Menschen als Subjekt» sucht (S. 79). Und aus dessen Perspektive relativieren sich die grossen Zusammenhänge zu einem «Gesellschaftsbild differenzierter Integration» (S. 151), zu subjektsspezifischer Wahrnehmung von Lebenschancen. Damit geht dann allerdings ein normatives Programm einher: Unter dem Kulturparadigma, so die wohl provokanteste These von Sabine Eggmann, nimmt die Volkskunde durchweg «normative Gegenstandskonstruktionen» vor. Alle beteiligten Wissenschaftler/innen (wie unterschiedlich sie im Einzelnen auch immer argumentieren mögen) wollen auf «das Bild und Modell einer <demokratischen>, <aufgeklärten>, differenziert integrierten Gesellschaft» hinaus (S. 153 f.) Dieser Impetus nimmt zuweilen die Form einer «politisch korrekten Litanei einschlägiger Formeln» an: Widerständigkeit, Heterogenität, Andersheit, Vielfalt, Transkulturalität etc. als normative Standardzitate (S. 157). Nach aussen schafft der Kulturbegriff Legitimation und Spielraum, indem sich die Volkskunde als Hüterin (multi-)kulturalistischer Leitdifferenzen präsentiert: Dynamik statt Statik, Heterogenität statt Homogenität, Eigenbestimmung statt Fremdbestimmung, Aushalten von Widersprüchen statt Fixierung auf Eindeutigkeit usw. (S. 208).

Die vielseitigen und erhellenden Ausführungen dieser Arbeit können hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden. Bemerkenswert ist die Streitbarkeit, die Polemik gegen den kulturalistischen Mainstream in unserem Fach. Bei aller Sympathie für solches Queering ist aber auch zu fragen: Was wäre denn die Alternative zum Kulturparadigma? Eine Neuauflage der grossen Erzählungen unter soziologischem Paradigma? Oder gleich der Anschluss an die Systemtheorie, die Frau Eggmann mit Vorliebe zitiert (vor allem Armin Nassehi, jedoch nicht Dirk Baecker: *Wozu Kultur*)? Tatsächlich bewegt sich die Arbeit oft hart an der Grenze des Overkills, wie die Autorin selbst einräumt (S. 76). Und das heisst im strikten Sinne des Wortes: an der Grenze zum «Rundumschlag», um nicht zu sagen «Kahlschlag». Noch dazu: Frau Eggmann bewegt sich sozusagen in einem forschungspragmatischen Selbstwiderspruch: Sie argumentiert innerhalb desselben Kulturparadigmas, auf dessen «analytische Dekonstruktion» sie abzielt. Denn was ist die Untersuchung von fachlichen Sprechweisen, Argumentationspraxen, normativen Orientierungen anderes als die Anwendung kulturalistischer Relationierungsformeln auf ein disziplinäres Subjekt?

Neben dieser Anmerkung kann eine formale nicht ausbleiben: Das Buch ist in einem Stil geschrieben, der die Lektüre nicht gerade zu einem Genuss macht. Abgesehen von einer Unmenge an Redundanzen, von nicht enden wollenden Fragen, ja, der mehrfachen Wiederholung ganzer Fragestafetten, sind nicht wenige Sätze dermassen mit Gedanken überfrachtet und verklausuliert und verschoben formuliert, dass selbst diejenigen Leser/innen, die mit komplexen Texten vertraut sind, ins Stocken geraten und an der Souveränität der Gedankenführung zu zweifeln beginnen werden. Bei allem Respekt vor der enormen Gesamtleistung möchte man der Autorin an nicht wenigen Stellen den Massstab und die Maxime aufklärerischen Denkens und Schreibens in Erinnerung rufen: *clare et distincte!*

Harm-Peer Zimmermann

ZOLTÁN FEJÖS/ZSUZSA SZARVAS (Hg.): *Néprajzi értesítő* 2007. Budapest: Néprajzi Múzeum 2008. 242 S., Ill. (*Annales musei ethnographiae*, 89).

Das Jahrbuch 2007 des Ethnografischen Museums von Budapest hat die traurige Pflicht, ihren ehemaligen Direktor und eminenten Ethnografen Tamás Hoffmann zu verabschieden. Das

Gedenken geschieht mit einer schönen und einfühlsamen Porträtaufnahme, einem Artikel von *Mihály Sárkány*, einem selbstverfassten Lebenslauf und einem eindrücklichen Literaturverzeichnis von 14 zweispaltig gedruckten Seiten. Ungarn verdankt Tamás Hoffmann viel: Professor für Materielle Kultur an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest während 40 Jahren, rief er 1972 das Freiluftmuseum in Szentendre ins Leben, leitete das Ethnografische Museum im ehemaligen Palais des Obergerichts dem Parlamentsgebäude gegenüber (1969–1992), thematisierte, gerade angesichts der politischen Kräfte, den Zerfall des ungarischen Dorfes durch die zunehmende Industrialisierung und widmete sein ganzes Leben der Erforschung der Bauernschaft in Europa im 19. und 20. Jahrhundert. Er war mit der materiellen Kultur von ganz Europa vertraut und legte die Ergebnisse zur Welt der Bauern in drei Bänden nieder. Band 1 erschien 1998, Band 2 2002 bei Osiris in Budapest. Über die Position eines Ethnografen hinaus war er ein Sozialwissenschaftler, der die historische Bedeutung der materiellen Kultur, wie er sie bei den Bauern in Europa vorfand, für das Verständnis von Produktion und Verzehr erkannte und die ökonomischen Verhältnisse theoretisch untermauerte. *Európai parasztok. Életmódjuk története* (Europäische Bauern) kann zu Recht zu den grossen Werken der Geschichtswissenschaften gezählt werden.

Die weiteren Artikel des Jahrbuchs sind gut illustrierte Berichte aus dem aktuellen Bestand des Ethnografischen Museums von Budapest. *Péter György* verweist auf den stets schwieriger werdenden Stand von Museen mit universalem Anspruch angesichts von Rückforderungen des Auslands. Vielleicht muss man Museen in Zukunft vermehrt eher als kritische Laboratorien denn als konservierende Institutionen sehen. Bemalte Kirchenmöbel sind von grosser Bedeutung wegen ihres Einflusses auf die Volkskunst. *Iván M. Balassa* bietet einen vertieften Einblick in das Werk der Handwerkerdynastie Umling aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert in Kalotaszeg, Siebenbürgen. Die Aufschriften auf den Möbeln sind profaner als jene im Kirchengewölbe. Da die Kirche noch bis vor kaum hundert Jahren das Leben der Menschen bestimmte, spielte sie auch eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des Kleidungsstils. *Mária Florián* geht der Frage nach, wie alte und neue Farben mit festgelegter Symbolik die Kleidertracht seit dem 19. Jahrhundert beeinflussten. Die Farben der katholischen Liturgie sind am besten in der Trauerkleidung fassbar.

Hodmezővásárhely war sowohl in archäologischer als auch in ethnografischer Zeit ein Zentrum der Keramikproduktion. Neben Einflüssen aus der italienischen Renaissance dominierten türkisch-südslawische Elemente. Die Keramik war nicht für den Bauernhaushalt bestimmt. Es scheint aber, dass sie durch örtliche bäuerliche Hersteller zur sogenannten modernen Keramik weiterentwickelt wurde. *Orsolya F. Lajkó* betont, dass die Zeit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert interdisziplinär aufgearbeitet werden müsste, um Licht in die Frage einer eigenständigen Weiterentwicklung zu bringen. Mitten in Szentendre nahe Budapest fand sich Keramik aus dem späten 18. und dem frühen 19. Jahrhundert aus Csákvár, Transdanubien sowie aus dem ehemaligen Nordungarn (heute Slowakei). Hierher gehören auch Fragmente von *Habán* (Hutterer) -Keramik. *Gabriella Vida* betont den zufälligen Charakter dieser Funde, handelt es sich doch um aussortiertes Geschirr eines einzigen Haushaltes, das in der zugehörigen Müllgrube entdeckt wurde.

Die beiden folgenden Artikel befassen sich mit der frühen Fotografie in der Volkskunde. *Zsuzsa Farkas* erkundet das Material der Weltausstellung in London von 1862. János Tiedge von Pest wurde beauftragt, hundert Fotos von Trachtengruppen vor einheimischer Landschaft aufzunehmen. Diese Bilder wurden in London mit Erfolg ausgestellt. Über den Künstler ist leider nicht mehr bekannt, als dass er von 1855 bis 1864 in Pest als Fotograf tätig war. Nach 1868 verschwand das Material aus dem Crystal Palace in London. Die Negative hingegen sind in Budapest erhalten geblieben und könnten aufgrund von späteren Abzügen Licht in den Verbleib und das Werk von Tiedge nach der Weltausstellung bringen. Der Stich (S. 31 und 115), der das Gebäude der Weltausstellung in der Zeitschrift *Az Ország tükre* (12/1862, 15. Juni, S. 187) zeigt, erinnert mit seiner Eisenkonstruktion an so futuristische Gebilde wie «The Elevated Sidewalk» (Illustration von Harry Mc E. Pettit, Titelbild des *Scientific American* vom 26. Juli 1913, zit. nach *Basler Zeitung*, 2. November 2010, S. 33). *Bata Tímea* zeichnet den künstlerischen Werdegang des Kunstlehrers János Huszka (1854–1934) nach und analysiert seine fotografische Hinterlassenschaft. Er war einer der Begründer der dekorativen Kunst, und auf den Fotografien sind immer wieder dekorative Wandverkleidungselemente im Hintergrund festgehalten. Das Verhältnis des Künstlers zur Fotografie bleibt Thema der Forschung.

Das Ethnografische Museum besitzt die Mexiko-Kollektion von Pál Horti, die in den 1950er-Jahren aus dem Kunstgewerbemuseum (*Iparművészeti Múzeum*) transferiert worden war. Sie war 1908 der Witwe für 10000 Kronen abgekauft und inventarisiert worden. *János Gyarmati* geht es heute um die Zuordnung der ursprünglich 256 Kunstgegenstände zu den verschiedenen mexikanischen Stationen von Pál Hortis Forschungsreise (1904–1907). Horti hatte den ungarischen Beitrag an die

Weltausstellung in St. Louis, Missouri, organisiert, entschloss sich dann spontan in den USA, den Verbindungen der Magyaren zu den Ureinwohnern Amerikas und Asiens nachzugehen und starb auf dem Heimweg in Bombay an Malaria. *László Sópajti Tóth* inventarisiert rituelle aztekische Statuetten aus Lehm der Amerika-Kollektion des Ethnografischen Museums. Schliesslich gilt der Artikel von *Ágnes Kerecsi* dem grossen Forschungsreisenden Antal Reguly und seiner unschätzbaren Kollektion aus der Expedition in Russland 1843–1846. Die Aufarbeitung der sechs Kisten, die neben Kunstgegenständen zahllose literarische und linguistische Notizen enthalten, könnte noch einige Generationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beschäftigen.

Konservierungsarbeit thematisieren die beiden Artikel von *Erzsébet Györgyi* und *Emese Szojka* bzw. *Nemes Takách László*. Es geht um das Material Papier und um das Thema Weihnachtskrippen. Mehrere Bilder veranschaulichen das schöne Resultat der erfolgreichen Restauration. Den Abschluss bildet *István Csúports* Artikel über die aktuelle Revision der Keramikkollektion. Das Computerprogramm Ariadne hat sich bewährt, und es ist mehrfach gelungen, Teller oder Vasen zu identifizieren, zuzuordnen und zu nummerieren. Das Jahrbuch – ein Zwischenbericht!

Paula Küng-Hefti

PHILIPPE MATHEZ/NÉPRAJZI MÚZEUM (Hg.): A Másik. Útmutató a kiállításhoz. Néprajzi Múzeum, 2008. szeptember 26. – 2009. április 6. (Das Andere. Wegweiser durch die Ausstellung, Ethnografisches Museum, 26. September 2008 – 6. April 2009). Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 2008. 73 S., Ill.

Die Budapester Ausstellung von 2008/09 beruht auf der Ausstellung «Nous autres» von 2005 im Musée d'ethnographie de la ville de Genève und stellt somit einen Beitrag der Schweiz an das Europäische Jahr des interkulturellen Dialogs 2008 zugunsten Ungarns dar. Es geht um uralte Glaubenssätze, scheinbar ewig gültige Feindbilder, aber auch um die ganze Vielfalt von Kulturen der Menschheit. Die Besucherinnen und Besucher sind eingeladen, sich mit dem Phänomen des «Anderen» auseinanderzusetzen. Warum empfinden wir andere, nicht zur eigenen Gruppe gehörige Menschen als fremd, als unterlegen, oft sogar als Un-Menschen? Der allgegenwärtige Ethnozentrismus verleitet zu dieser Fehlannahme. In der heutigen Gesellschaft aber ist Toleranz gefordert, denn nur so ist das Zusammenleben auf engem Raum möglich. Glücklicherweise wächst die Einsicht, dass kulturelle Vielfalt ein Gewinn für alle ist.

Die Ausstellung beginnt mit den epochemachenden Arbeiten von Claude Lévi-Strauss und schliesst mit dem ersten Artikel der universellen Erklärung der Unesco von 2001, dass die kulturelle Vielfalt das gemeinsame Erbe der Menschheit sei. Der Bogen der Ausstellung berührt den Turm von Babel und die sprachliche Vielfalt der Menschen, diskutiert Ernst Haeckels umstrittenen Stammbaum der zwölf menschlichen Rassen und fragt, ob «das Andere» beschreibbar sei. Hierzu werden Beispiele aus berühmten Feldforschungsstudien, u. a. von Bronislaw Malinowski, Franz Boas, Géza Róheim, Clifford Geertz, Lajos Boglár, Edit Fél und Tamás Hofer präsentiert. Ferne Sitten und Bräuche wie der Potlatch der Kwakiutl-Indianer von der Westküste Kanadas oder die Tätowierungen der Tschurunga-Buschmänner in Mittelastralien werden vorgestellt und erklärt. Aber auch verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen engerer und weiterer Familie, veranschaulicht am Beispiel eines Rades in Bruson, Schweiz, kommen zur Sprache, ausserdem die an der Wand eines Bauernhauses in Átány, Ungarn, aufgehängten Hacken als sichtbarer Ausdruck der vorhandenen Familienmitglieder und ihrer Arbeitsbeziehungen untereinander.

Der Wegweiser ermöglicht, über die Ausstellung hinaus, sich mit der Frage des kulturellen Rassismus kritisch und selbstkritisch auseinanderzusetzen.

Paula Küng-Hefti

INES KELLER/LEONORE SCHOLZE-IRRLITZ (Hg.): Trachten als kulturelles Phänomen der Gegenwart. Bautzen: Domowina-Verlag 2009. 179 S., Ill. (Schriften des Sorbischen Instituts, 49).

Hinter dem unverbindlichen Titel verbirgt sich ein bunter Strauss von Beiträgen, in denen es ebenso sehr um Trachten wie um Probleme und Positionen der aktuellen deutschsprachigen Trachtenforschung geht. Trachten sind keine Alltagskleider, aber sie treten in grosser Vielfalt immer neu auf und stellen beliebte Ausdrucksmöglichkeiten oder gar Demonstrationen dar. Wovon aber und wofür, bedarf der volkskundlichen Nachfrage.

Im ersten Beitrag widmet sich *Manfred Seifert* in seinem weit ausgreifenden historisch-theoretischen Exposé dem «Stoffwechsel zwischen Kleidungspraxis und gesellschaftlicher Verfassung», als der Tracht begriffen werden kann. Dabei sind ihm die institutionellen und gruppenspezifischen Pflegeaktivitäten wichtig, ebenso aber die einzelnen Beispiele von Frauen, die eine Tracht als emanzipa-

tives «Persönlichkeitsmanagement» tragen oder als kollektive Selbstinszenierungen, wie sie Bema- lung und Kostümierung von Fussballfans demonstrieren.

Dass und wie das Bedürfnis nach individueller weiblicher Identitätskonstruktion sich in der Tracht mit Tradition und Ethnizität verbinden kann, expliziert *Fen-fang Tsai* an der Geschichte dreier sorbischer Frauen. Dass umgekehrt Trachtliches plötzlich als standes- und situationsgemässes Outfit in einem Massenanlass auftritt, zeigt die neue Facette des Münchner Oktoberfests, die *Heike Frey* thematisiert. Zwar spielten in dessen Anfangszeit die vom Herrscherhaus propagierten Trach- tenaufzüge eine konstitutive Rolle, aber das Publikum ging bisher auf die «Wiesn» doch in bierzelt- fester Alltagskleidung. Seit etwa 15 Jahren verkleiden sich die Besucherinnen und Besucher (auch nichtbayrische) in Janker, Lederhose und Zopfstrickjacke, Dirndl und Landhausleinen, das, von bil- lig bis edel-teuer, Ladenketten wie Boutiquen rechtzeitig anbieten. Das ist kein Anknüpfen an die Tradition, sondern von Medienpromis propagierte folkloristische Popkultur, macht den Anlass ein- zigartig und vollendet das «Branding» der Marke Oktoberfest. Die kommerzielle Indienstnahme eines Tiroler Trachtelements, des bestickten schildartigen Mittelstücks des männlichen Leibgurts (Trachtenranzen genannt), beschreibt *Karl C. Berger*. Aspekte der Trachtenerneuerung in Bayern und Österreich behandeln die Aufsätze von *Monika Ständecke* und *Thekla Weissengruber*. In beiden Gebieten spielen offizielle Trachtenberaterinnen, die volkskundlich-historisches Wissen mit hand- werklichem Können verbinden, die entscheidende Rolle, mit je unterschiedlichen Vermittlungsme- thoden und nach persönlichen Wertmassstäben.

Andreas Seim bezeichnet seinen Beitrag «Ihre Heimat. Unsere Heimat. Vom Umgang mit Tracht in der Migration» als erste Bestandsaufnahme. Er konstatiert, dass die Integration fremder Tracht- trägerinnen in traditionellen Trachtengebieten leichter ist, sowohl Anpassung wie Festhalten bedeu- ten kann und die Gleichberechtigung der Migranten fördert, im Sinn einer multikulturellen Gesell- schaft. Wie ein Freilichtmuseum auf Mitwirkungswünsche von Trachtenvereinen sinnvoll und unverkrampft eingehen kann, berichtet *Michael Happe*.

Die Frage, ob es im folklorisierten Trachtengebrauch sorbischer Volkstanzgruppen bloss um ge- zeigte oder nicht auch um gelebte Kultur geht, stellt *Theresa Jacob* – rhetorisch, wenn man an die früheren Performance-Diskussionen denkt. Eine ähnlich verteidigende Stellung nimmt *Gudrun Braune* ein in ihrer Analyse «Zur Tracht- und Festkultur in Thüringen». Zwei weitere Aufsätze wid- men sich Trachtenfragen in der Lausitz (in der auch die der Publikation zugrunde liegende Tagung stattfand). Die wechselnde Stellung und Bedeutung der Tracht bei den katholischen Sorben in den letzten hundert Jahren erörtert *Andrea Paulik*, ausgehend von Beobachtungen und Gesprächen an- lässlich einer Ausstellung im Sorbischen Museum. Aktuell muss das Trachttragen im geografischen und religiösen Einflussbereich des Klosters Marienstern als deutliches Bekenntnis zu Konfession und Sorbentum verstanden werden. *Ines Keller* schliesslich vergleicht Zeitungsphotografien mit Trach- tenthemen von 1984 mit solchen von 2004. Die Abbildungen hätten zugenommen und würden auf eine allgemeine Akzeptanz dieser Kleidung als visuelles Zeichen sorbischer Identität hindeuten. Diese gehe einher mit der Abnahme des alltäglichen Trachttragens und einer Zunahme des demons- trativen kirchlich-festtäglichen Gebrauchs (der in der DDR kein Medienthema war), der allerdings verbunden sei mit einer Enttabuisierung und Abschwächung des Religiösen.

Auf den ersten Blick mag dieser Band wissenschaftliche Ungleichzeitigkeiten erkennen lassen und eine Sonderstellung des Sorbischen suggerieren. Dass aber Situationen und wissenschaftliche Traditionen nicht in allen Regionen und Ländern gleich sind, sollte nicht sofort bewertet, sondern zunächst akzeptiert werden als Spiegelbild einer vielfältigen Gesellschaft und als Anlass zu kritischer Lektüre und angeregter Fachdiskussion.

Christine Burckhardt-Seebass

FRANCIS MOBIO (Hg.): *Santa Muerte. Mexico, la Mort et ses dévots*. Paris: Imago 2010. 175 S., Ill.

L'ouvrage consacré par Francis Mobio au culte mexicain de la Santa Muerte se présente comme un itinéraire photographique. En effet, le corps de cet ouvrage est constitué d'une centaine de photo- graphies prises récemment à Mexico, photographies qui illustrent le culte et présentent le cadre ur- bain très dégradé par la pollution dans lequel il s'exerce. Les photographies sont d'abord présentées sans commentaires (pp. 9–128); puis des «Notes de terrain» reprennent et situent ces documents (pp. 129–150). Scènes de vie quotidienne, portraits de dévots, autels, mais aussi descriptions implacables d'un environnement urbain gigantesque et inhumain, les photographies qui forment le corps de l'ou- vrage sont impressionnantes. Une poésie réelle s'en dégage. Les commentaires qui suivent sont bien- venus et situent les conditions de vie difficiles dans ce monde en crise. Dans l'avant-propos, *Francis Mobio* donne brièvement sa vision de ce culte populaire.

Son essor est une réaction à une catastrophe écologique et sociétale: «Pour la plupart des habitants de cette ville [Mexico] y vivre est synonyme de violence, de précarité, d'insécurité, de maladie ou de mort» (p. 7). Cette réaction consiste en une élaboration active, un bricolage culturel puisant à de multiples sources qui manifeste le rejet des processus de nivèlement culturel à l'œuvre au Mexique: «Certains ont trouvé la solution d'instaurer un dialogue avec la mort en personne. Bricolées avec des éléments recyclés de cultures plus ou moins éloignées dans le temps et l'espace, des techniques de réparation et de guérison sont élaborées en vue de négocier avec le funeste. Le culte populaire de la Santa Muerte incarne, à Mexico, l'une de ces techniques, en même temps qu'il propose une forme active de «résistance» au processus d'homogénéisation culturelle ambiant, dont le néo-libéralisme sauvage et l'essor impressionnant des mouvements évangéliques constituent les vecteurs principaux» (p. 7).

Phénomène complexe, le culte de la Santa Muerte développe une présence traditionnelle de la mort – certes limitée aux jours des morts des 1 et 2 novembre durant lesquels les vivants se déguisent en squelettes dans une atmosphère festive – qui a frappé tous les observateurs du Mexique. Ce culte s'inscrit également dans une tradition de catholicisme populaire connue depuis une bonne cinquantaine d'années. Le culte rendu à Jesus Malverde, bandit au grand cœur de l'Etat de Sinaloa au nord du Mexique, tout comme la célébrité dans la capitale de San Judas Tadeus, apôtre mais reconverti en patron des causes désespérées, sont deux exemples récents de ces dévotions un tant soit peu déviantes.

Deux articles viennent en conclusion. *Silvia Mancini*, «La Santa Muerte et l'histoire des religions» (pp. 153–164), souligne le caractère exceptionnel de la nouvelle dévotion à la Santa Muerte, dévotion qu'elle interprète comme une renaissance d'une divinité païenne remplissant une fonction d'humanisation d'un monde hostile ressenti comme non humain, fonction caractéristique d'un univers polythéiste. Sa conclusion est radicale: «Le culte de la Santa Muerte prend tout son sens dans la conjoncture historique que le Mexique est en train de vivre ici et maintenant – le Mexique ce pays de frontière dont la catastrophe environnementale et culturelle commença le jour où les Conquistadores eurent raison de Tenochtitlan» (p. 154).

Dans «La Vallée de Mexico City et la Santa Muerte» (pp. 165–171), *Alejandro Alarcon Olvera* dresse une fresque impressionnante de la catastrophe écologique et culturelle de la vallée de Mexico City et du sort peu enviable de ses habitants: «Cet espace géographique est devenu, durant la dernière phase [celle de l'Etat libéral-national actuel] l'un des plus grands déserts jamais créés par les forces civilisatrices du christianisme et du capitalisme. [...] C'est dans ce contexte de catastrophe écologique qui affecte humains et non humains que le culte de la Santa Muerte a vu le jour» (p. 170).

Les auteurs des articles concluant l'ouvrage ignorent cependant quelques aspects, certes secondaires mais significatifs du phénomène:¹

- * Le culte est particulièrement répandu dans les prisons: Un film documentaire réalisé au Mexique avance le chiffre de 40% de pratiquants parmi les prisonniers (Aridjis 2007). Les photographies de Francis Mobio rendent d'ailleurs largement compte de cet aspect du culte.
- * Dès 2007 l'extension du culte de la Santa Muerte dans les communautés mexicaines installées aux Etats-Unis (New York, Houston, Los Angeles, Chicago) était notée (Gray 2007) tout comme son extension, au Mexique même, à des classes plus respectables de la société (Bell).

Cet ouvrage a le mérite de donner au lecteur français un aperçu direct et vivant d'un nouveau culte qui a rencontré un énorme écho car il semble en phase avec le climat nihiliste et désenchanté du monde contemporain. Son évolution n'est pas terminée et surprendra.

Véronique Campion-Vincent

^{1*} Références citées: Associated Press: «Mexico arrests Saint Death cult leader», The Guardian, 5 janvier 2011; Aridjis, Eva S.: La Santa Muerte. 87 min. [Commentaire lu par Gabriel Garcia Ber-nal], 2007; Bell, Kenneth: La Santa Muerte: Mexico's Death Goddess (<http://www.helium.com/items/597773>, consulté le 28.11.2010); Gray, Steven: «Santa Muerte: The New God in Town», Time, 16 octobre 2007; Tuchman, Jo: «Mexican «Saint Death» cult members protest at destruction of shrines», The Guardian, 10 avril 2009.

BRANCAFLÖR. MÄRCHEN AUS DER ROMANIA. Hg. von Arthur Greive und Ion Taloş, mit einem Vorwort von Rolf Wilhelm Brednich. Aachen: Shaker Media 2009. 420 S.

Diese Sammlung enthält 62 Märchen aus sechs romanischen Ländern, je von einer erläuternden Notiz begleitet, in der Quelle, Personalien über Informanten, eine Auswahl der einschlägigen Studien und ATU-Nummern aufgeführt sind.² Die Übersetzungen verdankt man einer Gruppe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern; sie sind einwandfrei. Hier und da hätten vielleicht einige wichtige Termini in der Originalsprache angegeben werden sollen, im Text oder in den Notizen, beispielsweise *Zmeu*, denn die Übersetzung mit «Drache» kann nur ein Notbehelf sein.³

Verglichen mit den Grimmschen Märchen oder mit denen von I. V. Zingerle muten diese Märchen schmucklos an, ohne Zutaten, bar jeder Literarisierung und Überarbeitung, dafür aber direkt aus Erzählmund geflossen. Jedes Land zeichnet sich aus durch eine besondere Erzählweise, die sofort ins Auge sticht. Man findet hier recht interessante Varianten, Modernisierungen alter Stoffe, Kürzungen oder Verlängerungen, wobei das Ökotypische eine bedeutende Rolle spielt. Die vorliegende Sammlung ermöglicht Vergleiche nicht nur mit anderswärtigen Märchen, sondern auch zwischen den romanischen Ländern, siehe zum Beispiel «Die drei Orangen» (ATU 408), S. 192–195 (Spanien) und 249–251 (Italien). Man findet Tiermärchen, Verwandlungen, Nachhall von mittelalterlichen Mären – «Roldão», «Genovefa», «Wiederkehr des Ehemannes» (AaTh 974, 156 A; Tubach 1555), «Die Prinzessin mit den abgeschnittenen Händen» (ATU 706)⁴ – und *exempla*: «Die sieben Schlafenden» (Tubach 4440), «Die Einladung des Toten», «Der Student und der Totenschädel» (ATU 470A).

Frankreich wird vertreten durch die Märchentypen: ATU 301 B, 302, 303, 313, 332, 425, 470 A + B, 706, 811 A* + 478 B, 1538; Portugal durch: ATU 425, 425 F, 766; Spanien durch: ATU 155, 302 (zweimal), 303, 313, 326, 408, 425 E, 461, 470 A; Katalonien durch: ATU 103 C*, 122 J, 175 A (zweimal), 331, 898; Italien durch: 307, 403 + 480, 408, 425 I & II, 432 III, 551 + 461 + 550, 554 A*, 706, 930 + 301 + 301 A + 425: 992; Rumänien durch: 300 + 303, 301, 301 B, 513 C + 514 + 531. Daneben finden sich eine Handvoll Märchen, die im internationalen Typenverzeichnis fehlen.

Mit Rolf Wilhelm Brednich sind wir den Herausgebern dankbar «für diese Bereicherung der internationalen Erzählliteratur und der vergleichenden Erzählforschung».

Claude Lecouteux

MARIO GARVIN: Scripta manent. Hacia una edición crítica del romancero impreso (siglo XVI). Madrid: Iberoamericana; Frankfurt/M.: Vervuert 2007 (Forum Iberoamericanum. Acta Coloniensia, 4). 327 S.

Mario Garvin ist einer der bekanntesten jungen Hispanisten in Deutschland. Heute an der Universität Konstanz tätig, hat er Kurse und Vorträge am Romanischen Seminar Köln sowie an mehreren Universitäten in Spanien, Guatemala, Rumänien und Polen gehalten; ausserdem arbeitet er als Übersetzer vom Deutschen ins Spanische. Er promovierte 2005 bei Christian Wentzlaff-Eggebert (Romanisches Seminar Köln) mit der nun im Druck vorliegenden Dissertation.

In der «Advertencia preliminar» (S. 15–28) beschäftigt sich Garvin mit Fragen der mündlich tradierten und der im 16. Jahrhundert gedruckten Romanzen und plädiert gleichzeitig für die Ausarbeitung einer kritischen Ausgabe dieser Literaturgattung. Die ersten zwei Kapitel des Buches werden der «difusión impresa del Romancero» und der «creación de un género» gewidmet; es folgen detaillierte Untersuchungen der «Pliegos sueltos», der «Cancioneros» sowie des «Cancionero de romances» und der «Silva», während das letzte Kapitel die Frage einer kritischen Ausgabe des «Romancero impreso» erörtert. Das Buch endet mit vier Anhängen (S. 285–312) und einer sehr umfangreichen Bibliografie (S. 313–327).

² Entnommen sind die Texte den Sammlungen von Favre-Lacroix, Ch. Joisten (Frankreich), Leite de Vasconcellos (Portugal), Espinosa, Cortés Vazquez, Nuñez, Camarena-Chevalier (Spanien), Amades, Camarena-Chevalier (Katalonien), Appi-Sanson, Comparetti, Pitre (Italien), Micu-Moldovan, Boer et al., Vrabie, Dimitrescu-Begu.

³ Siehe Taloş, Ion: Gândirea magico-religioasă la Români. Dicţionar. Bucureşti: Editura enciclopedică 2001, S. 192 f.

⁴ Siehe die vor Kurzem erschienene Studie von Karin Ueltschi: La main coupée. Métonymie et mémoire mythique. Paris: Champion 2010 (Essais sur le Moyen Âge, 43).

Im Gegensatz zu den *tradicionalistas* betont Garvin, dass die Gesetzlichkeit der gegenwärtigen mündlich tradierten Romanzen auf die im 16. Jahrhundert gedruckten Texte nicht übertragbar ist. Er schreibt: «el romancero se constituyó como género» zwischen 1511 (Erscheinungsjahr des *Cancionero general*) und 1547/48 (Veröffentlichung des *Cancionero de Amberes*). In dieser Zeit erschienen zahlreiche *pliegos sueltos* (zusammengefaltete Druckbögen), deren Texte aus unterschiedlichen Quellen stammen und dem neuen Medium Buchdruck angepasst wurden. Genauer gesagt wurden sie gekürzt, verlängert oder mit neuen Motiven bereichert. So entstanden immer wieder neue Varianten – ein der mündlichen Tradition vergleichbarer Prozess –, und es bildete sich die Poetik des gedruckten Romancero heraus (S. 49).

Die Tatsache, dass wichtige Motive der *libros de caballerías* (*Amadís de Gaula*, *Floriseo*), der berühmten *Celestina* sowie der *Crónica Sarracina* oder der *Crónica de Fernán González* zu Romanzen wurden (S. 60–72), beweist – so Garvin –, dass es sich hier um eine «creación erudita» handelt. Dies heisst, dass die Texte von Anfang an für den Druck bestimmt waren; weiter schreibt er: «la imprenta, por razones comerciales, económicas e incluso ideológicas, creó un género: el romancero» (S. 96). Garvin ist sich bewusst, dass einige Druckereien, beispielsweise diejenige von Jacobo Cromberger aus Sevilla, in ihre gefalteten Druckbögen gleichzeitig Romanzen aus der mündlichen Tradition aufnahmen (*Gayferos*, *Conde Claros*, *Guarinos*, *Quien hubiese tal ventura*, *Conde Alarcos*, *Conde Dirlos*), sieht aber das neue Medium des Buchdruckes als «factor unificador» der *romances eruditos* und *tradicionalistas*.

Des Weiteren analysiert der Verfasser die Cancioneros, d.h. umfangreichere Sammlungen von Liedern: an erster Stelle den von Hernando del Castillo zusammengestellten *Cancionero general*, in dem 38 Romanzen, ausserdem *villancicos*, *desechas*, *glosas* publiziert wurden. Es folgen: *La guirlanda esmaltada*, *Dechado de Galanes*, *Cancionero de Velázquez de Ávila*, *Espejo de enamorados*, *Cancionero de galanes* sowie *Libro de cincuenta romances*. Im Vergleich zu den *pliegos sueltos* sind die Cancioneros weniger dynamisch und bringen seltener Neuerungen mit sich.

Erwartungsgemäss gewährt Garvin besondere Aufmerksamkeit dem von Martín Nucio in Antwerpen gedruckten *Cancionero de Romances sin año* (vielleicht 1547/48), in dem alle bis dahin bekannten Romanzen zusammengefasst wurden. Das Werk beinhaltet Romanzen über *materia de Francia*, *historia de España*, *materia de Troya* sowie *romances que tratan de amores*. Dieser Cancionero erlebte im Jahr 1550 eine zweite Ausgabe, die auf einige Texte der ersten Ausgabe verzichtet, in manchen Fällen die Zahl der Verse vermehrt oder reduziert und gleichzeitig 30 neue Romanzentexte hinzufügt. Die von Nucio unternommenen Änderungen in der zweiten Ausgabe des Werks haben keinen ästhetischen Charakter, sondern orientieren sich am «espacio tipográfico del cancionero» (S. 231). Die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienenen Sammlungen von Romanzen wiederum orientieren sich an diesem Cancionero.

Im vorletzten Kapitel beschäftigt sich Garvin mit der *Silva de varios romances* (Zaragoza und Barcelona 1550–1552), während er im letzten Kapitel den Weg zu einer kritischen Edition der neuen Gattung zeichnet.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Romanzen werden im 16. Jahrhundert nicht gesammelt, sondern geschaffen, und zwar von und für den Druck. Sie sind nicht festgelegt, sondern variabel in Abhängigkeit vom kommerziellen Kontext, und nur selten sind sie dem Einfluss der mündlichen Tradition zu verdanken. Romanzentexte wurden mit lauter Stimme vorgelesen und ins Gedächtnis eingeprägt, was aber auf die gedruckten Varianten keinen Einfluss hatte. Garvin widerlegt die Meinung, dass der Ursprung der Romanze in direkter Verbindung zu den mittelalterlichen *gestas* und zum Epos stehe und als Teil der mittelalterlichen Literatur zu sehen sei. Sein Argument: Aus dieser Zeit gibt es kaum Romanzentexte. Abgelehnt wird auch die Ansicht, dass die mündlich tradierten Romanzen im Mittelalter mit Hilfe der gedruckten Texte rekonstruiert werden könnten. Die gedruckten Romanzenbelege sind ein Produkt der Druckateliers des 16. Jahrhunderts.

Garvin plädiert für die Erarbeitung einer kritischen Ausgabe dieses Genres. Sie sollte auf den ersten gedruckten Belegen basieren und sämtliche Varianten der *transmisión impresa* wiedergeben. Im ersten Appendix zeigt der Verfasser am Beispiel der Romanze «Juicio de Paris», wie er sich die kritische Ausgabe vorstellt, in den beiden folgenden führt er die Rekurrenz der im *Cancionero general* enthaltenen Texte in *pliegos sueltos* und in anderen Cancioneros auf; im letzten Appendix stellt er eine Liste der bis 1550 erschienenen Druckbögen zusammen.

Die Monografie von Mario Garvin stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der im 16. Jahrhundert gedruckten Romanzentexte dar. Es bleibt zu wünschen, dass er die geforderte kritische Ausgabe erstellt.

Ion Talos

VEREINTES WISSEN. DIE VOLKSKUNDE UND IHRE GESELLSCHAFTLICHE VERANKERUNG. Hg. von Franziska Schürch, Sabine Eggmann, Marius Risi. Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde; Münster: Waxmann 2010. 203 S., 18 Abb. (culture. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 4).

Es mögen Stapel schriftlicher Quellen oder Manuskriptpapiere sein, die auf dem Einband des Sammelbandes *Vereintes Wissen* zu sehen sind. Sie symbolisieren zukünftiges Wissen in einem frühen Stadium seines Produktionsprozesses. Der Fokus auf die Prozesse der Wissensgenerierung hat sich mittlerweile zu einem Schwerpunkt mit neuerdings sogar eigenen Lehrstühlen innerhalb des Fachs etabliert. Dass diese Perspektive nicht nur modern ist, sondern auch neue Erkenntnisse für Verständnis und Weiterentwicklung fachinterner Forschungspraktiken sowie über Verbindungen und Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit liefern kann, zeigen die Beiträge des vorliegenden Bandes.

Das Buch entstand aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der Sektion Basel der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) und thematisiert Entwicklungs- als auch Beziehungsgeschichten volkscundlicher Vereinigungen. Die Herausgeber/-innen stellen den wissensanthropologischen Blick auf Akteure und Praktiken rund um die Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung der schweizerischen, aber auch der deutschen und österreichischen Volkskunde ins Zentrum. Dazwischen liefern acht Porträts biografische Informationen zu Akteur/-innen aus Vergangenheit und Gegenwart der SGV. Gründungsmitglieder wie Eduard Hoffmann-Krayer, der langjährige SGV-Vorstand Karl Meuli, der Gründer des Deutschen Volksliedarchivs John Meier, aber auch gegenwärtig aktive Mitglieder wie Annerose Scheidegger und die selbsternannte «Laienvolkscundlerin» Susanna Diem werden hier vorgestellt. Die Porträts bieten einen lebendigen Einblick in die Gegenwart der SGV und sind als informatives Komplementär zu den historisch fokussierten Beiträgen zu verstehen.

Flavio Häner beginnt mit grundlegenden Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Wissenschaft, die er mit der Gründung der SGV im Jahr 1896 als (bildungs)bürgerliche Vereinigung in Verbindung bringt. So agierten die vorwiegend der Philologie zugehörigen Akademiker nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch «in Berührung» (S. 26) und Zusammenarbeit mit ihr. Gleichzeitig werden in der Beschreibung der ersten Sammelaktionen die Zuständigkeiten als hierarchisierende Arbeitsteilung deutlich: Der Bevölkerung obliegt die Gewinnung des Materials, den Akademikern dessen Analyse. Dennoch, so betont Häner als neuer Vorsitzender der Basler Sektion, boten sich volkscundliche Vereinigungen wie die SGV als Plattform für den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in Vergangenheit an und sollten auch in Zukunft weiterhin dazu genutzt werden.

Das Bild der Öffentlichkeit als «Sammelgehilfe» (S. 36) wird auch von Anita Bagus in ihrem Beitrag zur Rolle deutscher Volkskundevereine für die Bestandsaufnahme kultureller Formen um 1890 aufgegriffen. Bagus stellt dabei fest, dass die ausseruniversitären Akteure sich nicht nur der Sammlungstätigkeiten annahmen, sondern sich diese auch aneigneten und in den Dienst ihrer «berufspolitischen Ziele[n]» (S. 42) stellten und damit nicht unwesentlichen Einfluss auf die wissenschaftlichen Ergebnisse nahmen. Diese Beobachtung verdeutlicht die Schwierigkeit einer dichotomen Nutzung der Begriffe Wissenschaft und Öffentlichkeit und die Notwendigkeit, die Orte des «Wissen-Schaffens» unabhängig davon zu betrachten.

Dieser Eindruck wird durch die Rezeption von Franziska Schürchs eindrücklichem Bericht über die ersten 50 Jahre des Bestehens der Sektion Basel innerhalb der SGV unterstützt. Schürch sieht die Sektion als ausseruniversitären «Ort der Identitätsbildung» (S. 62) für Volkscundler, zum einen durch die Vermischung von formellen und informellen Praktiken, zum anderen durch Veranstaltungen, wo Forschungen nicht im Vorlesungssaal, sondern im Hinterzimmer eines Restaurants angeregt und diskutiert wurden. Konrad Kuhn wiederum begibt sich auf die Spuren der Zürcher Sektion. In einer chronologisch aufgebauten Entwicklungsgeschichte zeichnet er die Sektion als «Sprungbrett für akademische Karrieren» (S. 76) und Labor zur Erprobung neuer Forschungsfelder durch die enge Verbindung zur Universität nach. Kuhns quellenreich gestützter Blick auf die Anfänge der Sektion macht den Weg von einer interdisziplinären Schaltstelle ohne eigene Fragestellung zur eigenständigen Wissenschaft nachvollziehbar. Die nicht wenigen machtpolitischen und strukturellen Zusammenhänge, die sich hinter einer Hinwendung zu einer interessierten Öffentlichkeit verbergen können, werden hier, und auch in den folgenden Beiträgen, deutlich.

Friedemann Schmoll widmet sich den schweizerisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen als einer «Beziehungsgeschichte von beharrlicher Vertrautheit einerseits und wachsender Distanz andererseits» (S. 102); letztere hervorgerufen durch die ideologische Ausrichtung der deutschen Forschungen vor und während des Dritten Reichs. Besonders die enge Verbindung zwischen Hoffmann-Krayer und Meier hat sich aber in der Fachgeschichte durch Kooperationen wie das Volksliedarchiv und das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* materialisiert.

Die Beiträge von *Herbert Nikitsch* und *Alban Frei* legen die Verknüpfung der Verwissenschaftlichung der Volkskunde mit politisch-ideologischen Zielen offen. Nikitsch beschreibt die Entwicklung des jungen Fachs von einem interdisziplinär agierenden Verbund zur klaren «Sachwalterin» (S. 127) völkischer Tradition. Frei erkennt im schweizerischen Alleingang beim ursprünglich grenzüberschreitend geplanten Volkskunde-Atlas politisch-strategische Gründe, um die nötige öffentliche Unterstützung für das aufwendige und kostenintensive Grossprojekt zu erhalten. *Christine Burckhardt-Seebass* leitet die historische Perspektive des Bandes in die neuere und neueste Geschichte der SGV über und betont die stete und erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Volkskundlichen Seminar der Universität Basel. Zwischen intellektueller Anregung und Networking bei einem Glas Wein (S. 156) seien hier produktive Kontakte entstanden. Abgeschlossen wird der Band mit einem gegenwarts- und zukunftsorientierten Beitrag von *Christina Besmer*. Sie stützt sich in ihren Gedanken und Forderungen an die Zukunft der SGV auf acht Interviews mit Sektionsmitgliedern unterschiedlichen Alters. Das grösste hier artikulierte Problem des Verbandes ist der anhaltende Mitgliederschwund, der von einigen Befragten als Folge eines inhaltlichen Stillstandes innerhalb der SGV gesehen wird, wobei andere die Krise positiv als Aufbruch hin zu neuen Themen umdeuten.

Volkskundliche Vereine fungier(t)en als machtpolitische Katalysatoren der Verwissenschaftlichung sowie als produktive Scharniere zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Aktionsfeldern. Als solche werden sie hier erkenntnisreich in Betracht gezogen. Das hier sicher nur in Ansätzen ausgebreitete und in seiner Tiefe analysierte Quellenmaterial bietet darüber hinaus Stoff für viele weitere Fragen, beispielsweise nach Konfliktsituationen, die Auskunft über die Aushandlung von Forschungsfragen und Wissenschaftsverständnis geben könnten sowie nach der theoretischen Schärfung eines Begriffes für volkskundliche Wissensproduzent/-innen jenseits der üblichen Trennung von Wissenschaftler/-innen und Bürger/-innen.

Karin Bürkert